

„Ihm nach,“ rief Augusta. „Mir hast du's zu danken, daß alle dich hörten, du Sänger.“

In seiner Kammer erst fand er Ruhe. Früh am Morgen sammelten sie sich vor seinem Fenster und sangen ihm das Märgenlied. Er aber hörte es nicht mehr; noch in der Nacht hatte er das Dorf verlassen. Sibilla lagte über dem entflohenen Sängler; sie hätte ihm noch mehr Brägel gegönnt. Augusta lagte wie Sibilla über Francesco, von dem man nie wieder etwas hörte.

### Shakespeare und die Nordpolforschung.

In einer der reichhaltigen Romane Shakespeares, dem um 1600 geschrieben „Was ihr wollt“, erklärt Olivio verschlagener Diener Fabian dem alten verliebten Einsaltspinsel Junker Christoph von Bleichenwang, daß vor allem sein Mangel an Bagemut an der Erfolglosigkeit seiner Liebeswerbung schuld sei. „Ihr seht“, läßt sich Fabian vernehmen, „in der Meinung des gnädigen Fürstlichen bis zum Nordpol“ — die alte Schlegel-Zeitschrift liebeswerbend verbeizicht vorläufigermaßen „nordwärts“ — „gefehelt, wo Ihr nun wie ein Eisgöpel an Worte des Holländers hängen werdet, wenn Ihr es nicht durch irgendeinen preiswürdigen Streich der Tapferkeit oder Politik wieder gut macht.“ Diese oft zitierte Stelle nimmt offensichtlich auf eine der abenteuerlichsten Expeditionen der Nordpolfahrten, die berühmte Expedition des Holländers Willem Barents, Bezug, die an der östern Küste Novaja-Semlas ein so trautes Ende nahm. Shakespeare hätte sich indessen auf dem Gebiet der Nordpolforschung bei seinen Vandalen selbst Kais erholen können. Er hätte da Jäger gefunden, die an Mut und tragischer Größe denen der Gefährten Willem Barents wahrlich nicht nachstehen. Die Unterirren der Zubos wandten in der Tat ihre Augen mit Vorliebe nach der Seite des Nordpols, den sie sich als ein zauberisches Wunderland, als ein von einem Eisgürtel umgebenes Karabid dachten, und es waren englische Kaufleute, die ein halbes Jahrhundert vor dem am 18. Mai 1598 von Amsterdam abgehenden Barents ein ähnliches Unternehmen versuchten. Dem englischen Handel das Handelsland Cathay, das auch Shakespeare in „Was ihr wollt“ zu erschließen, war das Endziel dieser englischen Nordpolfahrt. Am 1. Juni 1598 legten die drei Schiffe, die „Bona Esperanza“, die „Bona Confidentia“ und die „Bona Ventura“, von Ratcliff an der Themse ab, um dem Herrscher von Cathay ein eigenhändiges Schreiben des jungen Königs Eduard VI. zu überbringen. Die Expedition wurde von einem Militär, Sir Hugh Willoughby, geführt, dem als erster Steuermann in einem gewissen Richard Chancellor ein praktischer Seemann zur Seite stand, und gabte eine Besatzung von 69 Mann. Chancellor wurde indessen mit seinem Schiff von dem Unglück getrennt, und wenn es ihm auch nicht gelang, das Handelsland Cathay zu finden, so entdeckte er dafür — Rußland. Er wurde durch den Wind ins Weiße Meer verschlagen, fuhr die Dwina hinauf und kam bis nach Moskau: eine Fahrt, die England Handelsverbindungen mit einem Reich anknüpfen ließ, das dem übrigen Europa bis dahin so gut wie unbekannt geblieben war. Während die glücklichen, an Bord des Chancellor'schen Schiffes befindlichen englischen Kaufleute dort Geschäfte abschließen, die ihnen Millionen-gewinne in den Schopf fallen ließen, kämpften die 69 Gefährten an der lappländischen Küste einen verwegenen Lebenskampf. Als zwei Jahre später andere englische Seefahrer die Küste betreten, fanden sie ein großes Lager mit den Reichen ihrer unglücklichen Vorgänger. Um den vorgeunden Papieren fand sich auch ein Testament des kommandanten Willoughby und, genau wie in unseren Tagen im Falle Scotts, ein Tag für Tag geführtes Tagebuch.

### Bunte Zeitung.

**Ausschuss und Wohlfahrt.** Von einem dichtenden, malenden und komponierenden Irren berichtete der Direktor der Schwebler Irrenanstalt Waldau in der letzten Sitzung der Bener Kunstgesellschaft. Der Kranke, ein 53jähriger Bauernknecht, der nach mehreren Stillsitzungsabteilungen in der Irrenanstalt interniert wurde, begann fünf Jahre nach seiner Einlieferung in die Anstalt künstlerisch zu produzieren. Er tat es den ganzen Tag, ohne Rast und Ruh'. Er empfand kein Vergnügen dabei, im Gegenteil, der unwillkürliche D. ang, zu produzieren, plagt ihn. Die Gedichte sind

logisch nicht zu verstehen, sie zeichnen sich aber durch ein sehr entwickeltes Gefühl für Rhythmus aus. Dasselbe gilt von den Musikstücken, die der Kranke entweder in Worten oder mit Buchstaben und Zahlen niederzuschrieb. Die Bilder fallen durch die außerordentlich dekorative Einteilung der Flächen und die Harmonie der Farben auf. Raum- und Zeitverhältnisse sind bei dem Kranken in hohem Maße vorhanden. Die logischen Funktionen hingegen sind gestört, und so bleiben seine Produktionen letzten Endes doch Produktionen eines Wahnsinnigen, die mit vorläufiger Kunst nichts zu tun haben.

**Schottischer Humor.** (Die rechte Pumpe.) Ein kleiner schottischer Junge stand als Zeuge vor Gericht. Er sollte gegen seinen Vater aussagen, der wegen Teilnahme an einem Straßenauflauf angeklagt war.

„Höre, mein Junge,“ sagte der Richter, „sage die Wahrheit und erzähle alles, was du von der Sache weißt.“

„Ja, Sir,“ sagte der Junge, „kennen Sie die Invernessstraße?“

„Ja, mein Junge, die kenne ich.“

„Gut. Gehen Sie die Straße entlang, biegen Sie um die Ecke und auf den Markt.“

„Ja, ja,“ sagte der Richter ermunternd.

„Und wenn Sie über den Markt gegangen sind, gehen Sie rechts in die große Straße und folgen der, bis Sie zu einer Pumpe kommen.“

„Ganz richtig, mein Junge. Fahre nur fort. Die alte Pumpe kenne ich sehr gut.“

„Schön,“ sagte der Junge mit der ausgepflegtesten kindlichen Einfall, „pumpen Sie die, denn aus mir können Sie nichts herausholen.“

### Literatur.

**Die Kunst.** XXI. Jahrgang, Heft 3, Dezember 1919, und Heft 4, Januar 1920. (Verlag J. Neumann N. G., Mühlheim.)

Wie stets, so bieten diese vorzüglichsten Kunsthefte auch diesmal wieder eine Fülle des Interessanten aus den Gebieten der Malerei, der Musik, der Photographie und der künstlerischen Photographie. Weiter, z. B., wie sie sich voll zeigt, an sehr schönen Bildern der Photographie G. Wajow, München. In seiner Arbeit erreichte die Photographie hier wieder jene charakteristische Sachlichkeit, von der aus allein sie zu einer Ausübung auszuweisen kann. Die Aufgabe, ein altes Geschäftshaus in ein neuzeitliches Wohnhaus umzubauen, hat der Münchner Architekt Peter Birkensholz in dem Umbau eines Wohn- und Geschäftshauses in Zürich glänzend gelöst. Auch hier wird in schönen Bildern die Wohnlichkeit eines prachtvollen Hauses gezeigt. So ist jedes Heft der „Kunst“, dieser vorzüglichen Zeitschrift, nicht nur eine Quelle für den Kunstliebhaber, sondern auch ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Kunstgewerber und für jeden, der damit zu tun hat.

**Die Nacht der Jennu-Lind.** Ein höchst originelles Buch hat uns der Siegel-Verlag in Berlin mit Robert Brecht's feinstem Spiel „Die Nacht der Jennu-Lind“ beschenkt. Es ist das in dramatische Form gefasste Hofelied auf die drei Donnentöchter der Künstlerhaft: Liebe, Schmerz und Sehnsucht. Eine Sänglerin, deren Lebensinhalt darin bestanden hat, stets zu nehmen und zu schenken, wird plötzlich gewiß, daß ihre Jugend vorbei ist. Auf einem in toller Raune inszenierten Maskenfest will sie sich betäuben — aber aus dem Spiel wird Ernst, die Nacht wird zum Symbol ihres ganzen Lebens. „Ein Leben kann in einer Nacht gelebt sein,“ sagt sie voll Trauer. Das Stück beginnt in Dur und endet in Moll. Dem Drama beigefügt ist der Brief eines wütenden Studenten an seine Mutter, in dem er über den Eindruck eines Konzerts der Sänglerin und berichtet und der die äußere Anregung zu dem Stück gegeben hat. In dem dritten Teil des Buches, einem offenen Brief, wendet sich Brecht an die Schauspieler des Landes-theaters Karlsruhe, die die Aufführung des Stückes wegen übermäßiger Erotik verweigert haben; so sehr er auch die Schauspieler als Richterkollegium und maßgebendes Forum anerkennt, so sehr verwahrt er sich doch gegen den Vorwurf, daß sein Stück nur ein neues „Alt-Weidelberg“ sei. Seine Verwahrung ist nicht unangenehm gerechtfertigt. Ob er aber in allen Punkten seines offenen Briefes recht hat?

Zu beziehen durch die  
**Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 49  
Berzani 4520

# Unterhaltungsbeilage

## der „Saale-Zeitung“

Nr. 51 Freitag, den 27. Februar 1920 1920

### Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(12 Fortsetzung.)

Doch glühdich zu machen, war ihr nicht gegeben. Sie besah Herrschlich; das war nicht Wolfrads Fehler. Es lag in der Genüßlichkeit seiner Natur, die gern abwehrt, was der niedrigen Schöpfung seiner Bebenstunt widerspricht, daß er seiner Frau gegenüber keine Energie zu entwickeln vermochte. Er wußte, daß ihn die Nachbarn rechts und links als Pantoffelheld verschrien. Auch das hörte nicht seine Zurückhaltung.

Doß er einsam war, spürte er oft. Und um aus dieser inneren Vereinamung zu flühen, stürzte er sich in eine lässige Tätigkeit. Er war ein ausgezeichneter Landwirt, und nur aus Ehen vor einem blühenden Verhältnis hatte er zweimal den ihm angebotenen Posten eines Ministers für Ackerbau und Forstwesen ausgehört. Er liebte die Freiheit, wenn auch nur die von ihm kontrahierte. Als Politiker war er der Mittepunkt der Aktion: ein blühender Sprecher, wenn man fürchtete. Man fürchtete ihn übrigens auch im Rommalausgang, wo er im Gegensatz zu seinem Auftreten im Herrenhaus zweifeln liberale Anwandlungen zeigte.

Sein einziges Kind Hans-Jasper war jahrelang seine Sorge gewesen. An er den Händen der Mutter wollte der Anabe nicht gehorchen. Hans-Jasper selbst brachte der Mutter kein ärztliches Empfinden entgegen. Welche verstanden sich nicht. In dem Jungen kam der bester Schlag in der Weltensart der älteren Rokers zum Durchbruch. Das entremde ihn der Mutter; den Vater heimelte es an, obwohl seine eigene Lebensführung sich nie über die Grenzen des Korrekten hinausdemagte; es war wie eine Erinnerung aus einem früheren Dasein, daß ihn die feste Draufgänger des Anabens nicht abstieß.

Die Nacht auf Hans-Jasper brachte Wolfrad zu dem ersten harten und einzigen Widerspruch gegen den Willen seiner Gattin. Er stredte ihn in das Kadettenkorps, um ihn den Entfällen der Mutter zu entziehen. Und da lebte der Anabe auf, streckte sich und bekam Blut in die Wangen. Sein Leben war genau vorgeeignet: Disziplinieren, ein paar Jahre Carabinieri, Abwehr, Einführung in die Landwirtschaft, Uebernahme der Güter.

Hans-Jasper und Ewa wurden gute Freunde; trafen sich auch in ihrem Haß gegen Prudenz und Etwas. Sie war eine weitaugliche Verwandte der Baronin aus Rußisch-Polen. Ihr Vater war 1841 in die Verführung gegen den Genera-gouverneur Gurko verwickelt worden und hatte sich erschossen. Sophie war in einer Pension in Dresden, woher böser Unternehmungen halber in'an fuhrte; die schöne Mutter ging mit einem Fürsten inweilnsich durch und blieb verschollen. Sophie war in einer Pension in Dresden erzogen worden und machte später ihr Bekehrtenexamen. Das Institut der Schwester Nagele in Laufanne, wo sie ihre erste Seelung gefunden hatte, verließ sie mitten in der Nacht. Dann ging sie nach Hannover, nach Turin, nach Thale im Harz, nach Rom und Paris. In Courbevoie fuhr seine Grundstücke sie mit dem Willen, die ihr Frau von Roker zur Verfügung gestellt hat; gemeinsam mit einer jungen Russin ein Erziehungsanstalt für Mädchen höherer Stände, das sich indessen nicht zu halten vermochte. Am längsten verweilte sie bei der Madame du Landre in Marjahau.

In der ersten Zeit erschien Herr von Roker dann und wann für ein paar Minuten in den Unterrichtsstunden und hörte zu.

Und was er hörte, gefiel ihm. Die Witwista war eine ausgerechnete Lehrerin, und Elll ein fleißiges Kind. Roker begann sich zu beruhigen. Er hatte die Kleine lieb; aber ließ ihm ihre Entlohnung zu kümmern, war eine Unmöglichkeit für ihn, den so viele Interessen in Anspruch nahmen. Und zudem sagte er sich auch, daß er von allen diesen Dingen nicht verstände.

Diese ersten Zeiten waren die glücklichsten für Elll. Die Tageseinstellung war genau festgesetzt. Der Vormittag gehörte dem Unterricht. Das Mittagessen wurde gemeinsam eingenommen, und zwar im kleinen Speisesaal, dessen Portierschen Topfen mit ihren unbesamten bunten Vögeln zwischen einem wahnstunigen Gerichte stiller Blumenweize Elll immer wieder bewundern konnte. Dann durfte sie zwischen dem Entel die Zigarre anstecken lassen. Das war eine Vergünstigung, die mit in die Ordnung gewisser Tage gehörte. Es geschah dies im Arbeitszimmer des Entels, einem größeren Raum von gotischen Eichen, in dem das Tageslicht durch bunte Fenster filterte. Elll liebte ein Schweißhoh an und hielt es dem Entel an die Zigarre, schaute sich mit Regelmäßigkeit die drohenden Schatten und Wädhcher, Zigarettenbox, Kanne gewinnete und das Wabrat auf Tischchen und Schränkchen an, daß dem Entel einen Ruh und verschwand dann wieder. „Gee, 3-garrentage“ hörten übrigens nach dem ersten halben Jahr auf; die schöne Stille schloß ein. Den Nachmittag fuhr Elll in Arbeitstunden, Reitunterricht und Spa-Jergänge aus; das Abendessen bekam Ewa auf ihrem Zimmer serviert; um halb neun brachte Emma sie zu Bett.

Der Reiterritt machte Elll besonderen Spaß. Roker hatte ja eine Art Oberstallmeister, der die Aufsicht über den Marstal führte; einen ehemaligen Maßmeister von den Garbentaffelieren, der trotz seiner hohen Jahre ein famos Reiter war und sich auch auf die Rehrmethode verstand. Das war der alte Schubart. Einen Reuten wie Elll hatte er freilich noch nicht gehabt. Anfänglich wagte er kaum, sie anzuspazieren; er fürchtete immer, ihr etwas zu zerbrechen; sie war doch ein gar zu zartes Pappchen. Aber das Pappchen zeigte Mut. Schubart mußte Roker zeitweilig rapportieren, wie die Fortschritte wären. Da schämte er denn in seinen graugrünen Schmarzart hinein und lachte vergnügt über das ganze podermartige Gesicht. „Sie ist ein hübsch solches kleines Frauenzimmerchen, Herr Rittermeister. Sie hat guten Sitz und eine gebildete Hand und gar keine Furcht nicht. Was ja die erste Schule ist, reitet sie Ihnen schon ganz heimlich. Ueber die Barrieren steht sie mit Eloquent und hält auch die Schenkeln ran. Sie wird einmal das, was man so immer beneidlich und freudvoll und oberköhlich solch ich von Emenen. Sie sagt nie anders als wie Herr Reitermeister zu mir und mandamlich zu Sie befehlen! Sehr möchte sie gern höher lernen. Das können wir ja machen. Wir nehmen den Rehrwagen und sperren den alten Schimmel in die Schere. Da hat's keine Gefahr...“

Bei den Reiten ins Freie, bis nach Rossow hin und den Drehsdorfer Büden, kam zuerst Schubart mit, häufig auch die Witwista; später ritt Elll zuweilen allein. Mit der Witwista waren es immer milde Reite. „Bist du feige, Ewa?“ fragte sie. „Ich bin nicht feige.“ „Dann wollen wir die Schieber mal auslaufen lassen.“ Und nun ging es los. Heiß über die Stoppeln im Herbst, daß die weißen Schieber des Reiterpommers den Säulen um die Weins hängen und der Scham flug. Im Galopp durch die Wädhchen, allein und mit kurzer Herdung rechts oder links in eine Schneise hinein; man mußte aufpassen, daß ich das Pferd



nicht im Hohen Oker der Kopf an einem Baumstamm zer-  
rannt. Ballo aber einen Gro. — eine Schlucht herab, eine  
Höhe hinauf, auf freiem Felde ein paar Bol in ein Trabe, ein  
Sag über die Brombeerkäule, dann wieder vorwärts in  
der Karrier. Ell war nadel gewöhnlich in Bloomers,  
die Livostwa in einem glatten roten Kleide von veraltetem  
Schmilt, das sie wie ein Panzer umwehte. Sie war keine ge-  
schulte Arbeiterin, aber eine tolle Weib. Wenn sie e. h. t war,  
sah Ell sie sehr häßlich. Dann bekam sie supererrote Flecke  
im Gesicht, und ihre lichtscharfem Vornen wurden ruffig.  
Sie sprach wenig bei den Witten; nur bei der Heimkehr  
mahnte sie: „Vorwärts, Eibwa, was die Tante fragt. Sie  
wird untreu sehlagend nicht. Verquable dich nicht. Le superis  
niel jamais ne. je. j. a. r. e. . .“

Damals vertug sich Ellwa noch sehrlich mit ihrer Er-  
zieherin. Die Livostwa, immer von Einnungen abhängig,  
die fürmlich in ihr erwachen, mochte Grund haben, sich zu  
beherrichen. Vor einer Mädchen in eines der großen Instrukte  
graue ihr; es war ein Leben der Freiheit. Hier hatte man  
wenigstens ein wäntes Städchen gestrichelt, wenn auch die  
farreit zugehörigte Führung des De. jeins, wie der Baron  
sie liebte, nichts weniger als abwesend. . .

Eines Tages beim Mittagessen sprach man von Drehen-  
dank. Frankein von Livostwa behaupte, daß man so leben  
hättenkläre; es sei doch so reizend mit seinen verwilderten  
Pfad und dem alten Schloß — und sagte hinzu: „Wissen Sie  
noch, Herr von Kofe, wie wir einmal — o dieu, das ist  
Leute her — einen Plan des Schlosses nach seinen letzten  
Umplan geändert haben, ich g. aube aus der Mitte des letz-  
ten Jahrhunderts? Da war ein Zimmer auf dem Boden  
verzehnet, das weder Eingang noch Ausgang hatte. Ein  
geheimnisvolles Zimmer — es mußte im Übergehob des  
Larnes liegen — aber wir haben verge. es danach ge. uht.  
Wissen Sie noch?“ . . . Herr von Kofe nahm sein Glas,  
trant einen Schluck Wein und erwiderte: „Ich entzühne mich im  
Augenblick wahrhaftig ich nicht, liebes Frankein Sophie — aber  
es mag schon so sein . . .“ Und dann fing Ellwa einen  
Bild des Onkels auf, der ihr unendigt aufsteil. „Der Onkel  
konnte die Livostwa auch nicht leiden.“ dachte sie sich.

Ein paar Tage später gab die Livostwa Ell ein kleines  
Palet. „Bring das dem Onkel“, sagte sie, „er wird in seinem  
Zimmer sein. Es ist ein Buch, das er mit neulich einmal  
gelesen hat . . .“ Ell gehorchte. Der Onkel sah an  
einem Schreibtisch und hatte große Aufmerksamkeit vor sich;  
den Knirz in einem neuen Bildstuhleig. er, aus dem er sich  
Kunzige machte. Ell sah, daß ein paar Rollen auf seiner  
Stirn zuden, als er das Palet, lauter in wet es Papier ge-  
schlagene Palet nahm und die Hülle abrit. Ein Buch in  
gelber Brochierung kam zum Vordien; ein französischer  
Roman; Ell konnte den Titel deutlich lesen: „Bourquol  
amer? Par Rene Ma. je.“ Ell war erig. Die Der Onkel  
wurde auf einmal sehr blaß. Er wollte das Buch in ein  
Fach seines Schreibtisches werfen; das fiel ihm aus den  
Blättern ein Brief in die Hand: wohl ein alter Brief in  
einem mit höchsten Ringern angestellten Awerit. Jetzt  
wechselte rasch die Farbe in seinen Gesicht. Sie wurde zu  
Rot; ein paar blaumlige Töne spielten hinein. Es war  
an einem düfteren Spätnachmittag Ende Oktober. Die eil-  
rige Lampe über dem Schreibtisch brannte unter einem schlei-  
gehen Schirm und ergoß ein leuchtendes Licht über die Ra-  
penselatur des Gemäls. Im Ramin schwebte die Holz-  
glatte. Da rückte der Onkel an seinem Stuhl und warf den  
Brief in die Glatte; das gelbe Buch folgte hinterher. „Gag  
bein Frankein“, sagte Kofe — und ganz plötzlich ver-  
stumte er. Er lag im Gesicht der K. e. jenen Schreden  
und Stauern; ihre großen Augen, ihren offenen Mund — und zog  
sie an sich und bezigte sie ab. „Ich spa. e zu nar.“ sagte er;  
aber die Stimme kling heiser. „Gie. e. n. a. l. die Flammen  
im Ramin! Jetzt wird sie gerit, jetzt werden sie roit! Jetzt  
kommen die Funken. Da ledt noch einmal eine leutzte Junge  
in die Höhe!“ — Es knackte in den hängenden Holzbojen;  
es knirkete, „Sieht das nicht häßlich aus?“ — „Ja“, an-  
wortete Ell, „paß auf, Onkel — hu, eine Waife Funken  
Das sind die Beste, die aus der Kirche kommen. Nun  
wieder ein Funke. Das ist der Ritter, der schließt die Kirche  
ab. So sagte Kofe immer . . .“

Verzückt häppte Ell die Wendeltreppe hinauf in ihr  
Luzinzimmer. Die Livostwa stand vor ihrem offenen Schrank.  
Das sah Ell nicht gern; aber heute hatte sie abzuwehigen  
vergesen. Das Frankein wandte sich um. „Ran!“ fragte sie,  
„was hat der Onkel ge. ag?“ — „Nichts weiter“, entgegnete  
Ell freimütig, „er hat das Buch in den Ramin ge. worfen  
und auch den Brief, der darinnen lag. Und ich habe zuge-  
schaut, wie alles verbrannt. Zwei. tamen gelbe  
Flammen . . .“ Sie brach ab und sah Livostwa nach. Die  
sagte kein Wort, ging in ihr Zimmer und schmettete die  
Tür in das Schloß, daß es drachte.

Von nun an kamen schlimme Zeiten für Ellwa. Nicht  
daß dieser Tag es gewesen, der eine Art Wendepunkt gebracht  
hatte, war ihr im Gedächtnis haben geblieben. Nur ein  
paar ungewöhnliche Ereignisse aus den nächsten Monaten  
hatten sich selbgeleamt.

So hatte sie einmala einen Brief von Kofe bekommen.  
Er schrieb, daß er seine Ailwinge gehe. et hätte und mit ihr  
eine Gastwirtschaft in der Kinkinka, in Berlin betriebe,  
die recht gut ginge. Er schrieb, wie er zu sprechen pflegte,  
desh und ehrlich und mit mangereiten Feiern, auch in einem  
Baar der Säge, wie er nach den Regeln der Grammatik nicht  
ablich. Schließlich hat er Ellwa, sie möge ihm doch  
Antwort geben; wie es bei dem Onkel ge. teile und ob sie  
nicht auch einmal nach Berlin käme.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Märzenlied.

Von Edwin von Erbach.

(Nachdruck verboten.)

Die da unten haben's dich, Boppo“, Francesco wieder  
hinauf auf ein Gemer von Gerstlarmen, das sich bis an  
den Garbo. er dorgehörbar hatte und über dessen graue Ein-  
sichtigkeit sich zu eine Olibe, dort Geirig und Aufschwef  
streckte. Die brauchen sich nicht zu mühen, und ob der Wein  
gerät oder die Seidenwürmer, ist ihnen gleich. Die leben  
in Freude und Ruhe da unten in Garba. Und untereins  
muß sich spielen und schlendern. Wenn's wirklich wahr ist,  
daß da unten Menschen wohnen, die nicht zu arbeiten brauchen  
und den ganzen Tag im Schatten liegen, weil die Sonne  
nicht auf sie niederdrückt, dann . . . Francesco trieb den  
Wahnsinn für den jungen Dillenschäppling fertig in den Boden  
und richtete sich auf, „dann ist's nicht fäh, daß ich nicht auf  
der Welt war, wie der Berg herabgefiel, und die ganze  
Stadt Garba zugedeckt hat.“

Der Herr lachte: „Glaubst du denn an die alten Weiber-  
geschichten? Unter den Steinen da unten lebt niemand.  
Du bildest dir ein, Stämmen gehört zu haben und Ge-  
rechtlich unter dem Geröll. Weiter ist's, das unter dem  
Steinen läuft. Weiter nichts. Aber ich glaub's gern, daß  
da das Arbeiter. ein hat, Francesco. Bist ja nie dafür ge-  
wesen. Und wenn sich stromer Kerl wie du Oben auf-  
binden muß, müßt' man laden. Schade um die Erde, Erdart  
hättest du werden müßen oder Fischer — oder betreten.  
Wie ist's mit der Luigia?“

Nichts ist,“ sagte Francesco und stieg langsam auf-  
wärts, bis er auf einer Terrasse stehen blieb, Füchden in  
den Boden zog und aus einem Sädingen Bohnen in die  
leuchtende Erde legte.

„Bist sie dich denn nicht mehr?“ fragte der Herr, der  
neben ihm hergegangen war. Francesco lachte. „Ob sie  
mich nicht will, Boppo?“ Er schlug dem Hirten auf die  
Schulter. „Wie nicht wollen?“ Er schüttelte den Kopf.  
„Ich und sie — nein. Wir passen nicht zusammen. Was  
nicht. Und Luigia ist auch — arm. Ich hab auch nichts,  
müßten uns also beide quälen. Nein — wir gehören nicht  
zusammen.“

Der Herr zog seinen zerfetzten Mantel um die Schul-  
tern und sagte: „Als so — und darum hältst du's jetzt mit  
der reichen Silvia? Die paßt zu dir? Wird wohl bald  
hochzeit sein? Hast du nicht auch schon ge. ehen das Märzen-  
lied gehört? Wer mag eure Liebe wohl da schon hinaus  
in die Nacht ge. ungen haben? Und was muß es doch sein,  
daß du mit der Silvia einig bist. Das Märzenlied hat doch  
nie unrecht. Wer mag's wohl ge. ungen haben?“

„Welch ich's?“ sagte Francesco. „Was fragst du mich?  
Ein Richtschnur, der sich um anderer Leute Sachen kümmert.“  
„So wird's sein!“ sagte der Herr gleichmütig. „Bist du  
bald mit deinen Bohnen fertig? Es wird gleich regnen. Da

sieh“, er wies auf die grauen Wolken, die der Wind über  
den See ge. agt hatte.  
„Da ist ich's doch lieber mit den Bohnen bis morgen,  
das Wasser schimmelt sie mir noch weg.“  
„Dort recht, Francesco. Die Bohnen kommen noch früh  
genug in die Erde, und morgen ist auch noch ein Tag. Gut  
habt du's doch.“ Der Herr lehnte sich an einen Leibbaum-  
stamm, um unter seinem dünnen Laub Schutz vor dem  
Wegen zu finden.  
Francesco nickte ihm kurz zu und schritt eilig nach dem  
Dorf hinab. Raun hatte er das erste Wasser erreicht, das  
gossen die Wolken auch schon ihre Wasser hinauf auf Land  
und See.

Unter einem schuppigen Farnbarg barg sich Francesco  
vor dem Regen. Und hier lehnte er auch noch, als die Sonne  
hinter unvorstellbar am Himmel stand und die Wäfler sich  
verlusten. Francesco war voller Gedanken, er mußte an  
besten Worte denken. Das Märzenlied hat also gewirkt,  
und das Märzenlied soll mir Silvia auch gewinnen. Und  
dich muß ich haben und werd' ich haben. Ich hab' die  
Platzerei fadt!“

Als Francesco am Nachmittage über das Geröll, unter  
dem die alte Stadt Garba verbettet sein soll, schritt, traf  
er Luigia, die Laub sammelte. Sie hetterte über die spär-  
lichen Steine, raffte das Reisig zusammen und machte schon das  
zweite Laubhäufel. Francesco wollte umkehren, doch sie  
hatte ihn schon gesehen und lief auf ihn zu.  
„Welch, Francesco, ich hab' mit dir zu reden.“ Luigia  
paßte ihn am Armel.

„Was willst du von mir?“ fragte er ärgerlich. „So laß  
mich doch los, ich lauf nicht fort.“ Luigia gab ihn frei,  
fragten mich ich dich etwas, Francesco. Willst du mit  
Wahrscheinlichkeit antworten?“

„Was hast du zu fragen? Ich hab' dir doch schon ge-  
sagt, wie's mit uns ist.“

„Und du bleibst dabei, Francesco? Du bleibst dabei?“  
fragte sie drohend und trat auf ihn zu, daß er zurückwich.  
„Rinn doch Bernunft an, Luigia. Ich hab' nichts und  
du hast nichts. Wenn wir uns heiraten, was würde das  
für ein Leben werden? Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit.  
Und Sorge.“

„Arbeiten müßen doch alle, Francesco. Und wenn man  
nur arbeitet, kommt die Sorge nicht. Und wenn man sich  
liebt, gibt's kein Geld. Aber du bleibst mich nicht mehr,  
Francesco, ich seh's dir an.“ Ihre schwarzen Augen blü-  
hten. „Du willst die Silvia. Ja, die willst du, und wenn du's  
auch ablehnest. Hab's ich nicht das Märzenlied gehört?“

„Was weiß ich vom Märzenlied? Insinn ist's damit.  
Wenn ich nur den erwischen könnte, der das Lied ge. ungen  
hat! Nicht schlecht, würd' ich den prägen.“

„Also ist's nicht wahr?“ fragte Luigia.

„Ich mich doch mit deinen Fragen.“ Francesco zuckte  
die Achseln.

„Du läst, Francesco, du läst. Und mich hast du belogen,  
und ich hab' dir vertraut. Welch ich häßlich bin, hast du  
mich ge. eht, und weil ich arm bin, lebst du mich nicht mehr.  
Zum Heiraten bin ich dir nicht gut genug. Du brauchst  
eine andere, eine Reiche. Hüte dich, Francesco, hüte dich.“

„Aber Luigia, du weißt —?“

„Ja, ich weiß, daß du ein elender Lügner und meiner  
Klebe nicht wert bist. Hüte dich, Francesco!“ Luigia warf  
sich die beiden Laubhäufel auf den Rücken und schritt  
eilig über das Geröll.

„Was die nur hat! Hüte dich! Vor wem? Was willst  
sie mir tun? Wie sie mich angesehen hat, die Luigia. Ja,  
Heuer hat sie. Und häßlich ist sie auch. Wohl hübscher noch  
als die Silvia. Wenn sie dich auch so reich wäre wie die  
Silvia, dann würdest dich mich kaum be. unnen. Aber so —“

Francesco lag über den See, dessen Wasser dunkel-  
blau waren und den Haren Himmel spiegelten. Eine schöne  
Nacht giöts heute, gerade passend für das Märzenlied.“  
Er lagte die Arme abend treffen ich ja auch die Silvia!“

Als die Dämmerung schon über den See gekommen war,  
glitt sich ein Raun aus dem Dunkel hervor, das der Schat-  
ten eines Felsblockes auf dem schneeigen Wasser  
abspiegelte. Vorichtig tauchte Francesco die Ruder ins  
Wasser und lenkte den Raun dem Strande zu. Sein Blick  
ans den Dämmern fiel hier auf den See, nur die Wellen  
schlagen gegen die Rauffläche, über die eine lange Mauer  
ge. ungen war. Unter dem Abend der Mauer bewegte sich  
während ein Arm, und leude rief jemand: „Francesco.“  
Der Raun blieb gegen die Rauffläche, Francesco hielt ihn  
unter der Mauer, indem er die Ruder fest in den Sand steck.  
Durch das Nadelwerk, an dem sich die Fahlen, dürcen

Abendweg in gleichförmigen Linien auftraten, reckte sich  
ein Mädchenkopf. Francesco, ich kann nicht so laut sprechen.  
„Kann näher, Francesco, ich kann nicht so laut sprechen.  
Sie hören mich sonst im Haus.“  
Francesco nickte sich hoch auf und griff nach der Mauer-  
böschung.

Silvia bog sich zu ihm herab, so weit das Nadelwerk  
ihre erlaubte. Ein Märzenlied haben sie auf uns ge-  
sungen, Francesco, und bald werde ich dich nicht mehr treffen  
können. Liebst du mich, dann darf kein Märzenlied mehr  
auf uns ge. ungen werden.“

„Was soll ich dagegen machen?“ fragte Francesco. „Ich  
weiß doch nicht, wer's singt.“  
Ungebuldig sagte Silvia: „Du müßt' wissen, was du da-  
gegen zu tun hast, Francesco. Du müßt' dem Säng. er an-  
zusehen.“

„Ich soll wohl, wenn ich mich am Tage müde gearbeitet  
habe, noch nachts suchen nach so. ein dummen Kerl,  
um dessen Einglang sich niemand kümmert? Nein, Sil-  
via, das ist unser Verant.“

„Niemand kümmert sich drum? Ja, das sagst du. Neben  
sie nicht zu Hause darüber? Reden sie dich nicht, wenn  
spotten, quälen sie dich nicht? Und ist's nicht wahr,  
was das Märzenlied singt? Und hat jemals wer's Dorf  
gerufen von Hochzeit und Hebe, was nicht wahr war, wie  
alle müßen?“

„Aber wenn's wahr ist, Silvia?“

„Wissen darfst' aber selber, Francesco.“  
Der Mädchenkopf bog sich durchs Nadelwerk zurück, so  
daß Francesco nur die an den Hüften sich rausenden  
Reden sah.

„Silvia!“ rief er. Sie antwortete nicht, er merkte aber  
am Knicken des Nadelwerks, daß sie noch an der Mauer  
war. „Silvia!“ rief er noch einmal und leiser.  
„Was willst du?“ flüsterte sie ärgerlich. „Sprich doch  
leiser.“

Francesco lehnte sich über nicht an ihre Wohnung und  
sagte: „Gut, ich will dem Säng. er aufpassen. Und er soll  
nicht mehr singen, daß du mich lebst.“

„Ich dich lieben? Weißt du's so genau?“ fragte Silvia.  
„Ich ich's weiß!“ Francesco lachte. Er hörte, wie das  
Mädchen durch das Dunkel huschte, wie ihre Schritte we-  
halten auf den ausgehöhlten, zerbrochenen Stufen, die ins  
Haus führten, und er sah das trübe Licht, das den Flur  
erhellte, ihre Gestalt am Fenster abzeichnen.

Er stemmte die Ruder gegen das Rauffeld, so daß  
der Raun wieder zurückglitt. Sohle führte er ihn hinaus  
auf den See, der in schwarzem Finsternis lag. Lieber den  
Mond waren Wolken geflossen und hielten an ihm sich unter  
ihren bunten Schleiern. Ganz still war's über den Wassern.  
Ganztes fast wurde der Raun durch vorzügliche Ruder-  
schläge vorwärts getrieben bis zu dem Geröll, unter dem  
die alte Stadt Garba begraben liegen soll. Francesco stieg  
ans Land, zog den Raun auf die Steine, daß es Intrische  
und tappte sich durch das Dunkel über die Felsstrammer.  
Er mußte sich in acht nehmen, um nicht zu fallen. Der Wind  
ging nicht, und alles lag in tiefer Ruhe, das Wasser kam  
nur langsam über die Steine geschlichen, und che es zurück-  
ging, schlug es leicht gegen das Geröll. Francesco aing  
weiter, behutsam, gedäht. Bald war er an den mühen  
Böden, die noch nicht zerfallen waren. Da lag das Dorf,  
keine weiße und graue Häuschen, aus denen die Kirche  
ragte. Zeitlich konnte er's sehen, Francesco blickte an  
einem felsigen Felsen, hielt die Hände wie einen Klotzen  
an den Mund und sang das Märzenlied hinaus in die Nacht,  
daß es hallte:

„Es kam der März in dies Land.  
Wer soll sie frein?  
Wer mag's wohl sein?“

Silvia, die Schöne von allen!  
Ein schönes Mädel ist zu frein!  
Wem ge. eht es allein?  
Francesco soll der Erwählte sein!  
Francesco allein!“

Doch che noch das letzte Wort dergehollen war, wurde  
es hinter den Steinen lebendig. Eine Gestalt nach der  
anderen tauchte auf. Lautes Ge. ächtern erklang. „So ein Kerl  
singt sich selber im Märzenlied aus!“ — „Dadurch will  
er die reiche Silvia fangen.“ — „Jetzt müßtest du wohl  
unter den Steinen in Garba sein.“ Die Worte der Herr hüßlich  
und schlug auf Francesco ein. Die Flagen gaben den Mond  
frei, und Francesco sah sich umringt, umstellt. Er durch-  
brach den höhenden Kreis und lief davon, dem Dorf zu, ver-  
folgt von Echo und Schlägen.

